



Leseprobe aus Schami, Eine Hand voller Sterne, ISBN 978-3-407-78701-9

© 1992 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78701-9>

12.1.

»Schade, dass ich nicht schreiben kann. Ich habe viel erlebt und es war wichtig. Heute weiß ich nicht mehr, was mich vor Jahren nächtelang nicht schlafen ließ.«

»Du weißt doch eine Menge, Onkel«, tröstete ich Onkel Salim.

»Nein, mein Freund«, sagte er. »Von der Landschaft bleiben nur die Berge und später nur noch die Gipfel sichtbar und das Ganze taucht im Nebel unter. Hätte ich schreiben gelernt, könnte ich nicht nur die Berge, Felder und Täler sehen, sondern jeden Stachel einer Rose wieder erkennen. Was für großartige Menschen sind doch diese Chinesen!«

Ich wunderte mich, dass Onkel Salim auf einmal bei den Chinesen gelandet war. Als ich ihn deswegen fragte, erklärte er mir: »Die Chinesen haben es mit der Erfindung des Papiers möglich gemacht, dass die Kunst des Lesens und Schreibens für jedermann zugänglich wurde. Sie brachten die Schrift von den Tempeln der Gelehrten und den Palästen der Könige auf die Straße. Sie sind großartig.«

Also beschloss ich nach dem Tee bei Onkel Salim, ein Tagebuch zu führen. Ich vergesse viel. Ich weiß nicht einmal mehr den Namen der Mutter meiner ersten Freundin Samira. Mein Kopf ist wie ein Sieb.

Jeden Tag will ich schreiben!

21.1.

Heute habe ich meinem Vater in der Bäckerei geholfen. Zwei Arbeiter fehlten. So musste er allein den Teig kneten und formen und dann noch hinter dem Ofen stehen. Ich machte die Kasse. Die Kunden bringen in der Regel ihre Einkaufstaschen mit. Wer sie vergisst, bekommt das Brot in eine Zeitung eingewickelt. Am frühen Nachmittag hatte ich Ruhe. Ich nahm eine Zeitung und las etwas, obwohl mein Vater immer wieder herumnörgelte, dass ich lieber die Brote ordnen solle. Aber ich bin an sein Gejammer gewöhnt und weiß inzwischen, wann es eine ernst zu nehmende Aufforderung oder nur so ein Jammeranfall ist. Ich las weiter und da sah ich den kleinen Artikel über das Tagebuchschreiben.

»Ein Tagebuch ist ein Rückspiegel.« Dieser Satz hat mich lange beschäftigt. Irgendwie stimmt er mit dem überein, was Onkel Salim gesagt hat. Zu meiner Schande stelle ich fest, dass ich außer einer Seite am Anfang nichts geschrieben habe, bloß Sprüche geklopft. In dem Artikel, der sehr lustig gehalten war, stand auch, dass nur wenige Menschen ein ehrliches Tagebuch schreiben. Die anderen lügen, aber auch der schlimmste Lügner unter ihnen hat später einen Spiegel. Es ist dann ein verzerrender Spiegel wie auf dem Jahrmarkt und man kann darüber lachen. Ich lüge nie ohne Grund. Meistens nur, weil die Erwachsenen mich nicht verstehen.

Ich bin vierzehn Jahre alt und schwöre, dass ich im-

mer wieder schreiben will. Ein sicheres Versteck für das Tagebuch habe ich gefunden. Kein Teufel kommt darauf. Deshalb kann ich mich freischreiben.

25.1.

Ich will kurz festhalten, wie unser Viertel hier aussieht. Dreimal sind meine Eltern seit meiner Geburt in Damaskus umgezogen, und ich weiß nicht mehr genau, wie die früheren Häuser aussahen. Unsere Straße ist ziemlich schmal. Sie liegt im Ostteil der Stadt Damaskus. In der Nähe meines Hauses ist die Paulus-Kirche. Viele Touristen besuchen die Stelle, von wo aus Paulus abgehauen und nach Europa gegangen ist.

Die Häuser sind aus Lehm gebaut. In jedem leben mehrere Familien, und jedes Haus hat einen Innenhof, der allen Nachbarn gehört, sie zusammenbringt und streiten lässt. Das Leben der Erwachsenen findet in den Innenhöfen statt. Die Straße gehört uns Kindern, den Bettlern und fliegenden Händlern. Die Dächer sind flach und fast gleich hoch (alle Häuser haben zwei Stockwerke), so kann man ohne Mühe von einem Dach zum anderen wandern. Ich erinnere mich noch, wie wir eines Tages beim Frühstück auf der Terrasse saßen, als plötzlich ein junger Mann vom Dach herunterschaute. Er wollte wissen, wo die Haustür sei. Meine Mutter zeigte sie ihm. Er sprang auf die Terrasse, von da aus rannte er zur Treppe und auf die Gasse hinaus. Meine Mutter holte gerade die Teekanne aus der Küche, als plötzlich zwei Polizisten auftauchten.

»Hast du einen jungen Palästinenser gesehen?«, fragte der eine.

»Einen Palästinenser? Nein! Schämt ihr euch nicht, einfach in die Häuser einzudringen! Hier sind Frauen und Kinder!«, rief sie wütend.

Der Polizist entschuldigte sich und beide machten kehrt. Ich staunte über meine Mutter, die weiter frühstückte, als sei nichts passiert.

Am Nachmittag konnte ich meine Frage nicht mehr unterdrücken. »Warum hast du gelogen?«

»Der junge Mann sah sehr ängstlich aus. Er hat eine Mutter, und sie wird euch auch nicht anzeigen, wenn ihr vor der Polizei wegrennt!«, sagte sie.

»Und woher willst du das wissen? Bist du sicher?«

»Ja, ich bin sicher. Ich bin eine Mutter.« Sie lächelte und küsste mich auf die Stirn.

10.2.

Drei Freunde habe ich: Onkel Salim ist fünfundsiebzig Jahre alt, Mahmud ist fünfzehn, und Josef ist genauso alt wie ich. Onkel Salim ist lange Zeit seines Lebens Kutscher gewesen und erzählt die besten Geschichten von Räubern, Königen und Feen. Er hat viel gesehen und mehrere berühmte Räuber und Könige, ja, vielleicht auch Feen überlebt. Onkel Salim, Mahmud und ich wohnen im selben Haus. Josefs Haus liegt genau gegenüber.

Mahmud und Josef waren nie im Ausland. Ich wohl. Zwei Jahre habe ich in einem Kloster im Liba-

non verbracht. Mein Vater wollte aus mir einen Pfarrer machen. Jede arme Familie versucht so ihr Glück mit einem Sohn, denn ein Pfarrer ist sehr angesehen und verhilft der Familie zu einem besseren Ruf. Nach zwei Jahren habe ich es aufgegeben.

Die Schüler kamen aus verschiedenen arabischen Ländern, und wir wurden gezwungen, Französisch zu sprechen. Jeder Neuling musste einen Schnelldkurs machen und dann durfte er nach zwei Monaten kein arabisches Wort mehr reden. Wenn er es aber tat, bekam er ein rundes Holzstückchen mit dem Buchstaben »S« darauf (für Signal). Er musste es heimlich in die Tasche stecken und auf ein anderes Opfer lauern, dem er es unterschieben konnte. Wenn er sich verriet, wussten die anderen, dass er das Signal hatte, und mieden ihn wie ein Stinktief. Nein, leise musste er es nehmen und herumschleichen, bis irgendjemand ahnungslos in seiner Anwesenheit Arabisch sprach. So wurden wir alle zu kleinen Spionen ausgebildet. Wer zuletzt die Holzscheibe besaß, musste sein Abendbrot kniend einnehmen.

Ein merkwürdiges Gefühl war es, das Signal zu haben. Ich werde es nie vergessen. Es fühlte sich in der Tasche sehr warm an und gab seinem Träger Macht über die anderen. Vor allem, wenn man es früh genug am Tag bekam, hatte man einen großen Spielraum. Ich ließ Gnade walten, wenn jemand mir sympathisch war, und drückte es genussvoll in die Hand eines Arschkriechers. Nach einer Weile bildeten sich ge-

heime Banden. Ich gehörte zu einer aus fünf Schülern, und wir schworen hoch und heilig, uns gegenseitig zu helfen. Es war verboten, einem aus der Bande das Holz zuzustecken, und so sonnten sich die anderen vier in Sicherheit und nützten es weidlich aus, Arabisch zu sprechen.

Ein Pfarrer hatte von dem System gehört und hielt eine Rede gegen das Signal, das die Schüler gegeneinander aufhetzt, aber er wurde vom Lehrerkollegium ausgelacht, und der Krieg der Banden ging weiter. Es bildeten sich sogar Kommandos aus mutigen Schülern, die das Signal auf eigenes Risiko nahmen, wenn es in die Hand eines ängstlichen Mitglieds der Bande fiel. Sie machten sich dann auf die Suche nach einem Opfer. Das Abendessen war um sechs, und es galt als Heldentat, eine Stunde vorher das Ding zu nehmen. Einer dieser Kamikaze hatte es einem Lehrer in die Hand gedrückt, als dieser Viertel vor sechs auf Arabisch sagte, er habe einen Mordshunger. Die Lehrer schauten ganz dumm drein. Sie sagten aber, sie seien nicht im Wettbewerb eingeschlossen. An diesem Abend musste also der kleine Ägypter kniend essen. Es war das erste Mal, dass die Schüler einem Knienden Respekt zollten. Wir drückten im Vorbeigehen seine Schulter.

26.2

Onkel Salim erzählt oft Geschichten von Feen. Er sagte heute, dass sie seit langem in Syrien leben. Er habe schon oft mit ihnen gesprochen. Sie hielten sich

unter der Erde, in Wasserquellen und Berghöhlen auf und seien nur dann sichtbar, wenn sie sprechen.

»Und warum habe ich dann noch keine Fee gesehen?«, unterbrach ihn unsere Nachbarin Afifa, die immer alles besser weiß.

Weil du niemanden zu Wort kommen lässt, hätte ich beinahe gesagt, aber Onkel Salim war nicht einmal sauer. Er schaute Afifa nachdenklich an. »Du hast Recht. Ich habe seit vierzig Jahren auch keine mehr gesehen. Die Letzte sagte mir, dass sie die Autos nicht ertragen können, denn Feen sprechen sehr leise.«

Die Behauptungen von Onkel Salim sind merkwürdig. Er sagt, die Feen haben nicht nur die Pyramiden, sondern alle Schluchten in die Felsen hineingezaubert. Auch die warmen Wasserquellen im Süden baut Onkel Salim in seine Geschichten ein. Sie seien die Bäder der Feen unter der Erde.

10.3.

Heute haben wir einen Autofahrer bestraft, der nicht verstehen wollte, dass wir es nicht mögen, wenn ein Auto durch unsere enge Gasse rast. Josef lauerte ihm auf seinem Dach auf, und als der Angeber am Ende der Gasse umdrehte und hupend zurückbrauste, schleuderte Josef einen Stein hinunter und traf das Autodach. Der Autofahrer stieg wütend aus, aber die Straße war wie leer gefegt. Er fluchte, als er die Beule sah, und fuhr ganz langsam aus der Gasse.

20.3.

Ein toller Lehrer ist dieser Herr Katib. Bei seinem Vorgänger lernten wir die Angst und den Respekt vor der Sprache kennen, bei Herrn Katib lernen wir sie lieben. Früher sagte man uns, dass die Phantasie nur im Übertreiben zu finden sei, und Herr Katib lehrt uns, dass Märchen in den einfachen Dingen unseres Alltags passieren. Der frühere Lehrer ließ uns nie den Duft der Blüten und den Flug der Schwalben beschreiben. Er wollte immer märchenhafte Feste, Geburtstage und Erlebnisse haben. Von uns hat doch noch nie jemand einen besonderen Geburtstag oder ein großes Fest erlebt.

Ich werde den Schüler nie vergessen, der meiner Meinung nach den besten Aufsatz geschrieben hat. Wir sollten ein festliches Mahl beschreiben. Wenn Gäste kommen – und sie erscheinen oft plötzlich –, teilt meine Mutter alles unter den Anwesenden auf. Ich habe das Gefühl, dass meine Mutter immer so viel kocht, als erwarte sie Besuch. Wenn also Gäste da sind, essen wir mit ihnen, und mein Vater trinkt aus Liebe zum Besucher einen zweiten Arrak, damit der Gast auch etwas trinkt.

Wenn ich das ehrlich geschrieben hätte, wäre nicht einmal eine Vier dabei rausgekommen. Ich rannte also zu Onkel Salim, denn er hat mit seiner Kutsche viele feine Gäste zu Feiern und Festen gebracht. Dort ist er oft in die Küche geschlichen und hat mit den Köchen und dem Hauspersonal gegessen. Er konnte mir genau

beschreiben, was und wie alles serviert wurde, was die Leute trinken und worüber sie reden. Onkel Salim ließ einige Paschas und Prinzen aufmarschieren, die es in Syrien nicht mehr gibt, aber die habe ich durch den Polizeivorsteher und sogar durch einen Richter ersetzt (kein Richter hat unsere Wohnung je gesehen!). Meine Mutter hat ihnen angeblich eine gebratene Gazelle, gefüllt mit Mandeln, Reis und Rosinen, serviert. Ich vergaß auch nicht, die lobenden Worte des Richters über die Küche und den Arrak meiner Eltern zu erwähnen. Es war komisch, ein trockenes Brot für die Pause im Schulranzen zu haben und von gebratenen Gazellen zu sprechen. Keiner meiner Mitschüler lachte, sie schauten mich eher mit offenem Mund an. Ich bekam eine Zwei und hörte genauso verblödet den Geschichten über die Feiern der anderen zu, wo auf einmal Bischöfe, Generäle, Dichter und Händler sich die Hände in unseren ärmlichen Buden reichten.

Nur Chalil spielte nicht mit. Als er an die Reihe kam, erzählte er, was passiert war, als er seine Eltern gefragt hatte, was ein Festessen sei. Seine Mutter war gleich ins Schwärmen geraten und dabei gleich auf ihr Pech zu sprechen gekommen, so einen armen Mann geheiratet zu haben, obwohl sie als junges Mädchen von vielen reicheren umworben worden sei. Der Vater hatte zornig und verletzt reagiert und gesagt, dass er schon längst ein reicher Mann wäre, wenn er nicht dauernd ihre gefräßige Familie (zwölf Geschwister, Vater, Mutter und den Großvater) durchfüttern müsste. Sein

Kollege habe eine gute Frau und mit demselben Gehalt haben sie inzwischen zwei Häuser gebaut. Die Mutter hat den Vater angeschrien, dass ihre Eltern immer viel mitbringen, wenn sie kommen, und dass er sich lieber keinen Arrak kaufen solle. Dann hätte er schon längst die Groschen zusammenkratzen und sich ein Haus kaufen können. Sie haben lange gestritten und jeder von uns sah seine Familie wie in einem Spiegel.

Chalil schloss seinen Bericht mit dem Satz: »Ich habe geschworen, dass ich meine Eltern nie mehr nach einem Festessen fragen werde, damit sie sich nicht scheiden lassen!«

Der Lehrer gab ihm eine Sechs, »Thema verfehlt«. Chalil kam am nächsten Tag nicht mehr. Er ist jetzt bei einem Automechaniker.

30.3.

Onkel Salim hört sich jeden Tag die Nachrichten an, und wenn er mit gespanntem Gesicht vor seinem alten Radiokasten hockt, dürfen seine Besucher nicht einmal husten. Er weiß besser als unsere Lehrer Bescheid über alles, was in der Welt passiert.

Heute war er in fröhlicher Stimmung, als ich zu ihm kam. Ein englischer Journalist hatte nach jahrelanger Arbeit einen Mord aufgeklärt. Zwei Minister und ein Bankdirektor waren in den Fall verwickelt, der am Anfang als Selbstmord gegolten hatte. Der Ermordete wusste zu viel. Eine grausige Geschichte. Schlimmer als ein amerikanischer Krimi.